

# Als Christ mit Zweifeln leben

## Eine Besinnung auf Inhalt und Haltung meines christlichen Glaubens

Liebfrauen 9. September 2019

Helmut Holzhey

Liebe Anwesende, ich beginne mit einer Geschichte, die uns in Kapitel 14 des Matthäus-Evangeliums überliefert wird.

Jesus kommt auf seine Jünger zu. Sie rudern unter starkem Gegenwind auf dem See Gennesaret von einem Ufer zum anderen. Er geht auf dem See. Sie schreien vor Angst, als sie seiner gewahr werden. Er spricht ihnen Mut zu: „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ Petrus prellt wie häufig vor: Jesus soll ihm befehlen, auf dem Wasser zu ihm zu kommen. Dieser tut das, und Petrus steigt aus dem Boot, kann auch zunächst auf dem Wasser laufen. Dann aber bekommt er Angst und droht sogleich unterzugehen. Er schreit um Rettung. Jesus streckt ihm die Hand entgegen, hilft ihm. Und macht ihm klar, was passiert ist: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ (Matth 14, 22-33).

Es ist der schlimmste und gefährlichste Zweifel, der Petrus ereilt, der mit Angst um das eigene Leben gepaarte Zweifel. Nicht alle Zweifel, mit denen wir zu kämpfen haben, haben diese Tragweite. Der Prager Theologe Tomas Halik spricht den Zweifel sogar als Bruder des Glaubens an (*Glaube und sein Bruder Zweifel*, Freiburg i.B. 2017). Ich frage: Was hat es bei uns Christen mit dem Zweifel im Glauben auf sich? Das mit dem „Bruder Zweifel“ geht mir nicht so leicht von den Lippen, sodass sich mir die weitere Frage aufdrängt: Wie lässt sich der Glaubenzweifel bewältigen?

Ein wichtiges theologisches Thema. Aber ich möchte heute Abend nicht einfach einen philosophisch-theologischen Vortrag in der üblichen Weise allgemeiner, weitgehend unpersönlicher Betrachtung eines Gegenstandes halten. Sondern aus gegebenem Anlass meinen *persönlichen* Umgang mit Glaubenzweifeln einfließen lassen, ohne damit aber zu beanspruchen, etwas Verbindliches über den Umgang katholischer Christen mit dem Zweifel zu sagen. Das steht mir auch überhaupt nicht zu. Wenn im Katechismus (2088) der Zweifel als eine Weise thematisiert wird, wie wir „gegen den Glauben sündigen“, so scheint mir das eher einen *Zustand* zu betreffen als einen *Prozess* im Glaubensleben.

Das wird auch dadurch nahe gelegt, dass der Zweifel hier als eine Vorform des Unglaubens (2089) auftritt. Das kann er, aber muss es nicht sein. Ich möchte vielmehr den Versuch machen, das Zweifeln so zu verstehen, dass es – statt Sünde gegen den Glauben zu sein – dazu dient, „unseren Glauben zu nähren“. Immer wieder bin ich darauf angesprochen worden, wie ich als ein der Aufklärung verpflichteter Philosoph meinen vor knapp 10 Jahren mit der Firmung abgeschlossenen Übertritt zur römisch-katholischen Kirche rechtfertigen wolle. Nein, ich habe kein *sacrificium intellectus* gebracht. Meine philosophische Gedankenarbeit ist weiter gegangen, sie gilt seither weitgehend der Verknüpfung philosophisch genährter Überzeugungen mit einem dem christlichen Glauben unterstellten Leben.

Bevor ich die Thematik genauer angehe, möchte ich uns in sie einstimmen. Und zwar durch die Wiedergabe eines Traums, den ich mit der biblischen Erzählung von Christi Himmelfahrt und deren Feier in Verbindung bringe.

Der Glaube an Christi Auffahrt gen Himmel fiel während meines Studiums der evangelischen Theologie in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre der sogenannten Entmythologisierung ersatzlos zum Opfer. Der Grund dafür war die Unverträglichkeit des modernen mit dem neutestamentlichen Weltbild. Es gibt in unserem modernen Weltbild schlicht keinen Himmel im biblischen Sinne als einen Ort, an dem sich jemand physisch oder geistig aufhalten könnte. Wir durchdringen unseren Himmel vielmehr mit unseren Teleskopen und Satelliten, besetzen ihn mit Raumstationen etc. Eine geistliche oder spirituelle Interpretation drängt sich auf, etwa: der Mensch gewordene Gott kehrt zu sich zurück, das Erlösungswerk ist abgeschlossen. Doch das Bild vom Himmel über uns bleibt in unseren Köpfen, wir blicken nach oben, wir erlehen auch Gottes Segen von oben! Der intellektuelle, durch Gebrauch unseres rational geprägten Verstandes gewiefte Zweifel behält im normalen Alltag vieler Menschen nicht das letzte Wort.

Ich hatte circa 2 Monate nach dem relativ frühen bestürzenden Tod meines Vaters, eines evangelisch-lutherischen Pastors, einen befreienden Traum. Wir sassen im Kreis meiner Ursprungsfamilie in einem kleinen Raum zusammen. Plötzlich erschien mein Vater vor einem vergitterten Fenster. Ich stand auf und sprach ihn an: Vater, du bist doch tot. Ohne darauf zu reagieren, sass er im nächsten Moment bei uns, in einem weissen Nachthemd mit bandagierten Beinen. Und er rühmte seinen neuen himmlischen Aufenthaltsort in lebhaftester Weise, ganz nahe sei er Gott. Dann trat plötzlich Stille ein, er war nicht mehr ansprechbar, sondern stand etwas über dem Boden kerzengerade nach oben

ausgestreckt, um kurz darauf wie eine Rakete gen Himmel zu fahren. – Der Traum hatte als Abschluss meiner Trauerarbeit grosse Bedeutung für mich. Warum ich ihn hier aber überhaupt erzähle, liegt auf der Hand: Der Traum enthielt keine Spur von einem Zweifel an dem Ereignis einer Himmelfahrt.

### *Der alltägliche und der philosophische Zweifel*

Wer hat nicht schon erlebt, dass er von Zweifeln heimgesucht wurde? Ich meine zunächst einmal Zweifel, wie sie uns im alltäglichen Leben bedrängen: Zweifel an der Zuverlässigkeit einer Vertrauensperson, Zweifel an einer unbestätigten Zusage, Zweifel an der Wahrheit einer Nachricht. Es handelt sich dabei oft um *unfreiwillige* Zweifel. (Die zunehmende Verbreitung von Fake news zwingt uns im Falle von Nachrichten allerdings dann und wann geradezu auf, *bewusst* erst einmal Skepsis walten zu lassen.) Viele solcher alltäglichen Zweifel sind sehr unangenehm, weil sie in Unsicherheit versetzen; sie können sich zu Zweifelsqualen steigern, ja in Verzweiflung münden, wenn sie nicht auflösbar sind. Das trifft insbesondere auf Zweifel zu, die mich selbst betreffen, also Selbstzweifel. Z.B.: Ich zweifle, ob ich einer bestimmten Aufgabe gewachsen bin; ob ich auf dem richtigen Wege bin; ob ich an dem Unfall eines Freundes wirklich unschuldig bin. Manche dieser Zweifel lassen sich mehr oder weniger leicht abstellen, andere nicht. Für die Versuche sie hinter sich zu lassen, gibt es verschiedene Möglichkeiten: man kann die Situation, in der die Zweifel aufgekommen sind, genauer analysieren; man kann Nachforschungen durchführen oder einen Menschen, bei dem Zweifel bestehen, ob man ihm vertrauen soll, auf die Probe stellen; man kann sich aber auch von einem Freund Mut machen lassen, ich kann mir selbst Mut machen – oder ich kann dem Zweifel recht geben und meine Konsequenzen ziehen. Solange aber all das nicht gelingt, raubt einem der Zweifel ständig die Ruhe.

Mit einer besonderen Sorte von Zweifeln haben wir es beim *bewusst eingesetzten* Zweifel zu tun. Ich komme damit auf Zweifel zu sprechen, mit denen *Philosophie und Wissenschaft* arbeiten. In der Philosophie kann der Zweifel bei der Suche nach dem Fundament von Gewissheit, zuletzt von unerschütterlicher Gewissheit, methodisch als Instrument eingesetzt werden, um sich von blossen Eingebungen und Offenbarungen, von fragwürdigen Mutmassungen, von Vorurteilen oder auch nur von unbestätigten bzw. nicht überprüften Meinungen zu trennen. Das läuft so, dass ich meinen Verstand einsetze, um meine und anderer Leute Überzeugungen daraufhin zu prüfen, ob sie irgendetwas Zweifelhafte, nicht hieb- und stichfest Begründetes enthalten. Der

bedeutendste Zeuge für dieses Vorgehen ist der Philosoph René Descartes, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte. Ein ähnliches Verfahren der Prüfung praktiziert auch und gerade die moderne naturwissenschaftliche Forschung. Sie beansprucht zwar für ihre Ergebnisse nicht absolute Wahrheit oder Gewissheit, sondern mündet erklärermassen in Hypothesen. Aber zur Bestätigung ihrer Erkenntnisse verlangt sie, dass deren mögliche Falschheit am Horizont und damit deren Bestätigung (oder Verwerfung) Aufgabe bleibt. Methodischer, bewusst eingesetzter Zweifel ist gefragt. Er kommt als Überprüfung gewonnener Erkenntnisse zum Zug, die oft durch andere Forschergruppen erfolgt.

Zwischen einem Zweifel, der einen unfreiwillig im Leben überkommt sowie meist auf einzelne Fraglichkeiten bezogen ist, und einem bewusst eingesetzten, gar methodischen Zweifel besteht wider den ersten Anschein kein scharfer Gegensatz. Sie können durchaus ineinander greifen. Ich möchte das wiederum an einem Beispiel aus meinem Leben zeigen. Es dokumentiert einen Zweifel an einer normalerweise unfraglichen Gewissheit, einen Zweifel, der sich in einer bedrohlichen Lebenssituation entwickelte.

*Beispiel: Erschütterung einer sinnlichen Gewissheit*

Es war der 14. März 1953. Ein Samstag. Ich lebte damals in der DDR, war gerade 16 geworden und befand mich – verhaftet – seit dem Mittag im Haus der Staatssicherheit, wo ich schon seit mehreren Stunden verhört wurde. Das Haus lag am Rand einer Kreisstadt, in der ich ins Gymi ging. Vorgeworfen wurde mir, einen Drohbrief an eine Mitschülerin verfasst zu haben, die FDJ-Funktionärin an der Schule war. Ich stritt das schon seit Stunden ab. Mein erstes Argument, der Brief sei doch nicht in meiner Schrift geschrieben, war schon mit der Bemerkung vom Tisch gewischt worden, natürlich hätte ich meine Schrift verstellt, um nicht aufzufliegen. An der Schrift in meinen schulischen Notizheften, die ich vorher hatte abgeben müssen, liesse sich nachweisen, dass ich der Verfasser des Briefes sei. Aber die Tinte? Weiter in die Enge getrieben wurde ich durch die – wie sich erst nachträglich herausstellte – falsche Behauptung, man habe heute in meiner Abwesenheit eine Durchsuchung in meinem Elternhaus durchgeführt, bei der das Briefpapier und ein Fläschchen mit genau der Tinte gefunden worden sei, auf dem bzw. mit der der Brief geschrieben war. Die mit solchen Argumenten aufgebaute Verdachtskulisse verfehlte im Laufe des Tages ihre Wirkung nicht. Ich hatte den Brief nicht geschrieben, aber langsam begann ich mich zu fragen, ob ich ihn nicht vielleicht doch geschrieben haben könnte. Die andere Seite brachte ja Argumente vor, denen ich

per Augenschein nicht entgegnet konnte, kurz: ich begann zu zweifeln. Nicht an meiner Person bzw. nur in der Hinsicht, ob ich es vielleicht verdrängt oder vergessen hätte, Verfasser des Briefes zu sein; ich zweifelte vielmehr an der primären, durch meine Sinne verbürgten Gewissheit, den Brief *nicht* geschrieben zu haben. Die zwei Leute von der Staatssicherheit, die mich verhörten, boten mir gegenüber Argumente im Bereich der sinnlichen Wahrnehmung auf; auch ich stützte mich lange darauf ab, dass es um etwas faktisch Nachweisbares ginge. Es handelte sich also, philosophisch betrachtet, um eine Auseinandersetzung im Bereich des Faktischen, wie wir es mit Hilfe unserer Sinne ermitteln. (Das in diesem Fall entscheidende Problem der taktischen Lüge lasse ich aus.) Mein Zweifel, dass ich mich getäuscht haben könnte, rührte davon her, dass ich – wenn auch unbewusst – an meiner Gewissheit zu rütteln begann: Hast du wirklich nicht geschrieben?

### *Selbstzweifel*

Beispiele für Selbstzweifel, wie sie jedem von uns bekannt sind, hatte ich schon genannt. Selbst dieser einschneidendste aller Zweifel wird nicht nur erlitten, sondern auch philosophisch betrieben. Das geht wie folgt. Ausgangspunkt ist das Wissen, dass wir Menschen über ein Bewusstsein und vor allem ein Selbstbewusstsein verfügen. Was Selbstbewusstsein meint, drücken wir in dem Satz aus: ‚Ich bin mir meiner selbst bewusst‘. Das Ich begegnet in diesem Satz doppelt: als Subjekt (Ich bin) und als Objekt (meiner selbst bewusst). Ist es dasselbe Ich? Die Sache verkompliziert sich, wenn ich mich zu einer Sache meines Wollens mache, wenn ich mich finden will, weil ich mich z.B. in einer falschen Beziehung verloren zu haben glaube, und nun nicht wiederfinde. Ebenso schwierig wird es, wenn ich erlebe, dass ich paradoxerweise gar nicht ich (‚mich‘) sein möchte, sondern ein anderer oder eine andere, mich aber in diesem Nicht-ich gerade an mich gebunden fühle. Bei solchen bewusst gestellten Fragen ist kaum nur der Intellekt im Spiel, sondern ebenso und vielleicht noch stärker Emotionalität. Die sich stellenden Fragen lassen sich, wie die philosophische Literatur zeigt, ‚logisch‘ diskutieren, ohne sie – jedenfalls sichtbar – persönlich zu nehmen. Macht man aber wie der dänische Philosoph Sören Kierkegaard die Erfahrung, dass sie unabdingbar zur eigenen Person gehören und überhaupt nur in persönlicher Betroffenheit angemessen gestellt werden können, ist ein Schritt ins Abgründige vollzogen. Hier besteht eine innige Verwandtschaft zwischen Selbst- und Glaubenszweifel. Glaube ist meine persönliche Angelegenheit – damit aber keineswegs Privatsache, wie heute vielfach behauptet wird. Kommt mein Glaube ins Wanken, bin ich selbst in Frage gestellt. Meist

attackiert unser Verstand jedweden Glauben. Das hat in vielen Fällen sein Gutes, wenn so falsche Vorurteile beseitigt werden. Wo der Verstand aber den *religiösen* Glauben zweifelhaft macht, geht es um etwas Fundamentales. Meine ganze Existenz ist betroffen, weil mir der Zweifel den Boden unter den Füßen wegzuziehen droht. Jedenfalls dann, wenn ich über intellektuelle Zweifel an diesem oder jenem Glaubensinhalt (Dogma) hinaus in meiner ganzen Lebensführung tangiert bin. Und das ist – wie die eingangs wiedergegebene Szene mit Petrus sehr schön zeigt – dann der Fall, wenn mein Glaube im Sinne des Vertrauens zu Gott in Zweifel gezogen wird. Über den intellektuellen Zweifel hinaus haben wir es dann mit einem existenziellen Zweifel zu tun. Bei diesem ist das Gemüt im Ganzen, insbesondere unsere Emotionalität, involviert.

### *Der Glaubenszweifel*

Ich beginne mit dem *intellektuellen* Glaubenszweifel. Als Beleg für ihn nehme ich zunächst die Erzählung vom ungläubigen Thomas (Joh 20). Gemäss dieser Erzählung ist Thomas, einer der Zwölf, abwesend, als der Auferstandene den anderen Jüngern erscheint. Als er in ihren Kreis zurückkehrt, sagen sie ihm: „Wir haben den Herrn gesehen“ (v.25). Thomas erklärt, er glaube das nicht, solange er nicht selbst die Male des Gekreuzigten zu sehen bekomme und sie abfühlen könne. Das bedeutet, dass er der *Mitteilung*, die anderen hätten den Herrn gesehen, keinen Glauben schenken kann. Das ist nicht eigentlich ein Misstrauensvotum, also Ausdruck eines Zweifels an der Glaubwürdigkeit der anderen Jünger, sondern vor allem Ausdruck dessen, dass für ihn der berichtete Vorgang, das lebendige Erscheinen des verstorbenen Jesus, völlig unglaubwürdig ist. Thomas glaubt nicht: das heisst einerseits: er vertraut nicht seinen Freunden; andererseits: er glaubt nicht an das Mitgeteilte, er zweifelt. Er will sehen und fühlen, er verlangt nach einem Erfahrungsbeweis. Den bekommt er 8 Tage später. Doch ein Beweis macht Glauben überflüssig. Jesus aber sagt ihm: sei gläubig! Was er damit meint, scheint mir der Schlusssatz der Perikope auszusagen: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Er spricht diejenigen Freunde Jesu an, die ihn als Auferstandenen *nicht* zu Gesicht bekommen. So auch uns. Mein Resümee lautet wie folgt: *Der Erfahrungsbeweis taugt nicht zur Behebung des Glaubenszweifels.*

Das ist nicht leicht zu akzeptieren, weil es einem Wunsch, einer Sehnsucht entgegen steht. Denn immer wieder – ich hoffe, dass Sie mir zustimmen – taucht doch in uns der Wunsch auf, wenigstens ein Zeichen göttlicher Gegenwart zu erhalten, einen Wink von

oben, wenn es denn schon keine mit anderen Menschen zu teilende, über die Sinne zu gewinnende Erfahrung gibt. Viele Menschen bezeugen durchaus, dass sie ein Zeichen empfangen hätten. Auch ich deute mir gewisse Ereignisse in meinem Leben als solche Zeichen für die schützende Hand Gottes. Ganz persönlich kann man sich dessen gewiss sein, dass man eines Zeichens gewürdigt worden ist. Beweisen lässt es sich nie. Die Gewissheit besteht in einem ganz anderen Sinne, als sie der ungläubige Thomas zu haben begehrt. Sie überkommt uns als Lebensgewissheit.

Der mit der Erzählung aus Joh 20 angesprochene intellektuelle Glaubenszweifel betrifft *Glaubensinhalte*, also das, was wir glauben. Wie er anders bewältigt werden könnte als über direktes Sehen, Hören und Fühlen, möchte ich nun an der fundamentalen *Frage nach Gottes Existenz* angehen. Meine Überlegungen unterscheiden sich damit schon im Ansatz von denen Thomas Haliks, wenn er schreibt: „Mit dem Zweifel, von dem ich in diesem Buch (*Glaube und sein Bruder Zweifel*) als vom ‚Bruder des Glaubens‘ sprechen werde, meine ich auf keinen Fall – dies sei klargestellt – den ‚Zweifel an Gott‘, an seiner ‚Existenz‘, an seiner Güte und an seinem Willen sich mitzuteilen ...“ (S. 48-49). Ich habe einen härteren Zweifel im Auge, den ich eigentlich nicht liebevoll als Bruder meines Glaubens anzusprechen vermag, bei dem ich darum auch ganz persönlich besorgt bin, wie er *bewältigt* werden kann.

### *Zweifel an Gottes Existenz*

Zweifel an der Existenz eines Gottes sind heute allgegenwärtig. Und das in einem sehr allgemeinen Sinne, denn es geht primär nicht um den Gott des AT oder den trinitarischen Gott oder um Allah, sondern um ein höchstes Wesen, von dem Wirkungen in Natur, Geschichte und menschlichem Leben ausgehen. Das Unspezifische dieser Zweifel hat sein Pendant in einem unspezifischen Gottesglauben, der vielen Religionen gemeinsam zu sein scheint und den auch viele konfessionell bzw. religiös nicht gebundene Menschen teilen. Was ist den Zweifeln, dass es keinen Gott gäbe, entgegenzusetzen? Den *Zweifeln*: ich spreche also nicht von Atheisten, die sich definitiv von jedwedem Gottesglauben verabschiedet haben, sondern von Menschen im Zweifelsstadium, von Menschen, die mit ihrem Zweifel bekunden, dass ihnen die ‚Sache‘ Gott noch etwas wert ist. Für den Umgang mit dem Zweifel an der Existenz eines Gottes und insbesondere unseres christlichen Gottes bieten sich aus der Tradition verschiedene Wege an. Um meinerseits aber zuerst einen Zweifel bezüglich solcher, immer wieder angeführter Wege vorzubringen: Ich bin mir nicht sicher, dass man heute

noch mit Paulus unterstellen kann, dass uns Menschen natürlicherweise offenbar ist, was man von Gott erkennen kann (Rö 1,19). Und ebensowenig, dass uns dank der uns Menschen mitgegebenen natürlichen Vernunft die Einsicht in Existenz und Wesen Gottes gegeben ist. Damit scheint es mir auch fraglich, ob man dem intellektuellen Zweifel an Gottes Existenz überzeugende Beweise für diese Existenz entgegenhalten kann. Ich sage das als Philosoph. Es gibt verschiedene Arten eines Gottesbeweises. Mit logischer Stringenz vorgetragene Beweise arbeiten etwa mit dem Argument, dass die Annahme einer Kette von Ursachen und Wirkungen für das gesamte Weltgeschehen in der Luft hängen würde, wenn sie nicht an einer ersten Ursache festgemacht wäre, die nicht wiederum verursacht ist (Thomas von Aquin), oder dass mit dem Begriff Gottes als des höchsten Wesens schon zugestanden sei, dass Gott existiert, weil ein höchstes Wesen, das nicht existierte, ein Widerspruch wäre, hätte es doch ein noch höheres Wesen über sich, das nicht nur in unserem Verstand, sondern wirklich existierte. Man trifft aber auch immer wieder auf lockere Erweise, die etwa aus Naturbetrachtungen oder aus persönlichen Erfahrungen folgen sollen. Auch die *Zweifel* an Gottes Existenz speisen sich aus verschiedenen Quellen, aus der logischen Kritik an der Gültigkeit von Beweisen, zuvorderst aber aus der Erfahrung der Leere im eigenen Leben, aus Krankheit und Unglück mit dem damit verbundenen Leiden, nicht zuletzt aus der Grausamkeit unserer Welt, in der für Gottes Güte kein Platz mehr zu sein scheint. Umgekehrt lässt sich bei vielen Menschen eine unbestimmte Sehnsucht nach Gott beobachten. Diese Sehnsucht als modernes Überbleibsel früherer Gewissheit bezeugt vielleicht noch Gottes Nähe, wenngleich verdunkelt. Philosophisch stelle ich dieser Sehnsucht das metaphysische Bedürfnis an die Seite, das Bedürfnis nach einer mit Vernunft zu gewinnenden Einsicht in das, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Sie spüren es, der intellektuelle Zweifel an Gott ist mir geläufig, ja er sucht mich heim. Was kann ich, was können wir gegen ihn aufbieten? Ich habe bei meiner Firmung vor knapp 10 Jahren das apostolische Glaubensbekenntnis abgelegt, damit aber meine intellektuellen Zweifel nicht einfach ad acta gelegt. Ich hege sie nach wie vor. Sie werden einem als Teilnehmer an wissenschaftlichen Diskursen, als Bücher- und Zeitungsleser oder in Gesprächen, aber auch mit der eigenen Lebensführung geradezu aufgedrängt. Wie konnte ich mich dann, noch dazu öffentlich in einem Gottesdienst, zum christlichen Glauben bekennen? „Ich glaube an Gott“: was sage ich damit? Jedenfalls nicht: ich glaube, dass Gott existiert. Das ist vielmehr vorausgesetzt. Ich sage damit: ich vertraue Gott. Eine Stelle aus dem Markusevangelium beleuchtet das: „Meine



Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Geh' in Frieden!“ (Mk 5,34) So spricht Jesus zu einer Frau, die sich voller Vertrauen auf seine Heilkraft an ihn herangedrängt und sein Gewand berührt hat, und ihm nun – von ihren Blutungen geheilt – „zitternd vor Furcht“ gesteht, was sie getan hat. Mit seinen Worten gibt Jesus eine Esoterik und primitiven Wunderglauben ablösende Deutung des Geschehenen. Er führt die Heilung nicht auf die von ihm in der Berührung ausströmende Kraft zurück, sondern auf den Glauben der Frau. Was hier „Glaube“ heißt, ist schon auf den ersten Blick klar: bedingungsloses und vollständiges *Vertrauen*. Glauben als Vertrauen: das ist kein rein intellektueller Akt des Fürwahrhaltens noch ein rein emotionaler Vorgang, sondern ein Geschehen zwischen Ich und Du, an dem die ganze Person fühlend, wollend, denkend teilhat *und sich riskiert*. Diese Ganzheitlichkeit und dieses Sich-riskieren kennzeichnen schon jede Vertrauensbeziehung zwischen Menschen und erst recht unser Verhältnis zu Gott. Ich vertraue Gott, indem ich an ihn glaube. Indem ich das bekenne, habe ich den Zweifel hinter mir gelassen. Jesus reicht Petrus die Hand, Gott reicht mir die Hand. Der meine Existenz bedrohende Zweifel ist überwunden. Wenn ich weiter bekenne, dass ich an Gott den Vater, den Allmächtigen und den Schöpfer glaube, stehe ich zu theologischen Glaubensinhalten, worüber viel zu sagen wäre. Bei dem Glauben an Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde gerät unser Glaube auf den ersten Blick in Konflikt mit Astrophysik und Biologie. Ein eigenes Thema, zu dem ich hier nur bemerken kann, dass es in meinem Versuch, den philosophischen Zweifel am Glauben zu bewältigen, implizit mitbedacht sein soll.

Seinen Glauben im Gottesdienst zu bekennen, ist etwas gänzlich anderes als – vom Verstand herausgefordert – über Glaubensinhalte philosophisch nachzudenken. Die Räume, in denen das eine und das andere geschieht, sind verschieden, Kirche und Hörsaal. Wo philosophiert wird, gelten andere Regeln, ist Argumentation gefragt, hat der Intellekt das Wort. Zum Gottesdienst gehören Gebet, Gesang, Andacht, Anbetung, Bekenntnis. Mir kam schon seit meiner Jugend der Eintritt in eine Kirche, insbesondere zu einem Gottesdienst, als Eintritt nicht nur in einen heiligen Raum, sondern geradezu in ein anderes Leben vor. Diese Erfahrung hat sich seit meinem Übertritt zur katholischen Kirche nur noch verstärkt. Die damit verbundene Spannung, scheinbar zwischen zwei Leben zu wechseln, wird damit aufgeladen, dass ich mein Leben in starkem Masse der akademischen Philosophie gewidmet habe. Wer betet, der philosophiert nicht. Wie ist das zu machen, dass sich ein und dieselbe Person sowohl der Philosophie als auch der gottesdienstlichen Glaubenspraxis hingibt, ohne ihre Identität

zu verlieren? Ist nicht die Verkündigung des gekreuzigten und auferstandenen Christus für die Griechen, sprich die Philosophen, eine Torheit? Wie umgekehrt für Gott die Philosophie, die Weltweisheit, ihrerseits eine Torheit ist? (1 Kor 1,18ff). Ich beschreibe Ihnen zum Schluss meinen unabgeschlossenen Versuch, mit dem geschilderten Problem ins Reine zu kommen.

### *Als Christ mit Zweifeln leben*

Thomas Halik sieht den Zweifel als einen hilfreichen, ja notwendigen Begleiter des Glaubens. Hilfreich in dem Sinne, dass mit ihm „ein ständiger kritischer Blick“ darauf geworfen wird, „wie wir uns auf Gott beziehen, wo wir ihn suchen, was wir über ihn aussagen, welchen Begriff und welche Vorstellung von Gott wir bilden“ (S. 49). Ich habe den Zweifel, dem wir uns als Christen stellen müssen, härter gefasst. Das liegt daran, dass ich mich ihm im Konflikt zwischen Gottes- und Weltweisheit schärfer ausgesetzt finde. Die Zweifel an Inhalten des Glaubens gehören zur philosophischen Gedankenarbeit, wie ich am Gottesproblem gezeigt habe. Sie gehören auch zum Bedenken anderer metaphysischer Probleme wie der Frage, ob wir uns Menschen Freiheit zusprechen dürfen. Da jedwede Antwort auf solche Grundfragen von jeher Einwänden ausgesetzt war und ist, also durch Zweifel gewissermassen bedroht wird, ist philosophischem Denken ein Leiden immanent. Metaphysisches Denken leidet mit diesem Hin und Her an sich selbst. Bietet der christliche Glaube Heilung von diesem durch Zweifel erzeugten Gebrechen? Nicht eigentlich. Das ist nirgends so deutlich wie beim Bemühen, Gott angesichts der vielen Übel in der von ihm geschaffenen Welt zu rechtfertigen („Theodizee“). Als *Christ* mit solchen Zweifeln zu leben, das ist insofern hilfreich, als der Glaube ermöglicht, in eine gewisse Distanz zum metaphysischen Bedürfnis nach letzten Einsichten und der von ihm geplagten menschlichen Vernunft zu gelangen, ohne sich von dieser Suche nach letzten Gewissheiten als philosophischer Aufgabe zu verabschieden.

Zu dieser Haltung verhilft nun auch eine Neubesinnung in der philosophischen Gotteslehre, wie sie neuerdings wieder anzutreffen ist. Denn bei der Thematisierung metaphysischer Probleme (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit gemäss Kant) sieht sich die menschliche Vernunft nicht mehr gezwungen, einem ‚starken‘ Gott, dem „Gott der Philosophen“ Rechnung zu tragen und dessen Existenz in einer Art übermenschlicher Denkanstrengung auszuweisen. Der evangelische Theologe Friedrich Wilhelm Graf hat in einem NZZ-Artikel vom 31. August 2019 die Frage „Was fehlt, wenn mir Gott

fehlt?“ so beantwortet: Mit Gott fehlt „das lebensdienliche Symbol für all jene Voraussetzungen freien Lebens, die niemand selbst zu garantieren vermag“. So einfach kann ich es mir nun wiederum schon philosophisch nicht machen. Bei dem von uns Christen verehrten Gott haben wir es mit einem Gott zu tun, der im Mensch gewordenen Logos (Joh 1,14) spricht. Ihm gegenüber hat Philosophie einen schweren Stand. Das zeigt schon die Frühgeschichte des Christentums ab dem 2. Jahrhundert, in der es um die Versöhnung zwischen Athen und Jerusalem ging. Das auf Gotteserkenntnis zielende philosophische Denken musste sich gegenüber dem göttlichen Wort zu seiner Torheit bekennen. Es muss das noch heute. In dieser Wendung öffnet sich der Philosoph aber für eine Antwort auf die Gretchenfrage, die nicht mehr aus dem Gebrauch seiner Vernunft resultiert.

Die Beschäftigung mit ersten und letzten Fragen ist Bestandteil der Lebensform des Weltweisen. Angesichts des Leidens an der abschliessenden Unbeantwortbarkeit dieser Fragen trägt auch der Philosoph sein Kreuz. Das verbindet diese seine Lebensform mit der, wie ich sagen möchte, *liturgischen Lebensform* und ihren spezifischen rituellen Sprechhandlungen. Ratio und Ritus, wird immer wieder behauptet, gehen nicht zusammen. Dem widerspreche ich. Man darf allerdings nicht die philosophische an der liturgischen Lebensform messen wollen. Wenn ich bete, philosophiere ich nicht, jedenfalls nicht im strengen Sinne von Philosophie; und umgekehrt. Aber muss ich mich nicht für das eine *oder* das andere entscheiden? Viele tun und fordern das, meist im Sinne der Liquidierung ihrer religiösen Zugehörigkeit, aber natürlich auch von der anderen Seite aus durch Geringschätzung der philosophischen Ratio für ein gottgemässes heiliges Leben. Doch die philosophische und die liturgische Lebensform sind meiner Überzeugung nach in einem Leben verbindbar, auch wenn diese Verknüpfung nicht leicht fällt und immer wieder errungen werden muss. Im Blick auf ein christliches Leben mit Zweifeln gesagt: Zweifel sind Ausdruck der Endlichkeit unserer menschlichen Vernunft, d.h. Ausdruck von deren begrenzter Einsichtsfähigkeit. Zweifel und das mit ihnen verbundene Leiden verbinden aber gerade so Vernunftgebrauch und Glauben.